

## Vorstellung des Jahrbuchs 2019

Von Friedrich Schroeder

### Meine Damen und Herrn, liebe Heimatfreunde

Der Romancier und Dramatiker Carl Zuckmayer beginnt seine Autobiographie auf folgende Weise: „Wo ist man daheim? Wo man geboren wurde oder wo man zu sterben wünscht? Damals glaubte ich es zu wissen – glaubte mit einer Stecknadel auf dem Globus den Punkt geographisch bestimmen zu können, der mir selbstgeschaffene, selbsterwählte Heimat war und wo ich mein irdisches Dasein auszuleben hoffte.“

Dass Zuckmayer eingangs mit Fragen beginnt, ergibt sich aus seiner Lebenserfahrung. Was man sich in jungen Jahren erhofft hatte, wird im Laufe des Lebens buchstäblich fragwürdig, das Leben selbst enttäuscht die Erwartungen womöglich vollständig. Zuckmayer erlebte den 1. Weltkrieg, den 2. Weltkrieg, die kargen Zwischenkriegsjahre, die allerdings mit großen literarischen Erfolgen verbunden sind, verbunden mit häufig wechselnden Wohnorten, bis in die Vereinigten Staaten von Amerika.

Bei der Lektüre unseres neuen Jahrbuchs scheinen sich solche Wechselfälle des Lebens, verbunden mit Unsicherheiten, Verzweigungen aber auch mit dem Mut zum Neubeginn zu bestätigen. „Briefe vom Onkel aus Amerika“ steht über einem Beitrag. Untertitel: „Wirtschaftsflüchtlinge aus dem Sauerland im 19. Jahrhundert.“ Gottfried Freiherr von Lüninck, geboren 1820, aus Ostwig, und Heinrich Bunse, geboren 1846, aus Gevelinghausen, beschließen, in die Vereinigten Staaten von Amerika auszuwandern. Die Zeiten sind damals ungewiss. Ansteigende Bevölkerungszahlen, Missernten und Wirtschaftsflauten stellten die Menschen in Deutschland oft vor existentielle Probleme. Andererseits waren in Amerika neue Siedler gefragt für die Landnahme zum Westen Amerikas bis nach Kalifornien hin. Sie sollten das Land in Besitz nehmen und urbar machen. Der Staat war deshalb großzügig bei der Vergabe von Grund und Boden. Die verkehrstechnische Erschließung z.B. durch den Bau von Eisenbahnen schritt voran. In der Literatur und bald auch in unzähligen Filmen sind solche Vorgänge unter den Schlagworten „Wilder Westen“, „Wounded Knee“ oder „Goldrausch“ in Kalifornien bis heute präsent.

Der Beitrag schildert mit einer Vielzahl anschaulicher Belege die Einschiffung in Hamburg, die Überfahrt auf dem Zwischendeck, die Einreiseformalitäten, das Zusammentreffen mit Deutschen in Kentucky, wo man Sauerländer aus dem Kirchspiel Velmede trifft, die platt sprechen; das Entstehen einer deutschen Kolonie im westlichen Arkansas und die Art, wie sich Gottfried und Heinrich in der Neuen Welt etablieren und Fuß fassen. Dies alles ist nicht nur informativ, sondern auch sehr farbig und unterhaltsam dargestellt; durchaus exemplarisch für die Auswanderung der Deutschen im 19. Jahrhundert. Wir müssen bedenken, dass sich von 1846 bis 1857 die erste große Welle von ca. 1,1 Millionen nach Amerika in Bewegung setzte. Zwischen 1864 und 1873 folgten noch einmal 1 Millionen Menschen. Bis 1879, nach der Gründung des Deutschen Kaiserreiches von 1871, betrug die Zahl noch 193 000 Auswanderer.

Auswandern war immer ein Wagnis, aber eben auch von der Hoffnung getragen, in der Ferne, in Übersee, ein neues zu Hause zu finden, das heißt auch, in festen Bezügen zu Landschaft und Umwelt zu leben.

Die Deutung der Flurnamen im Bereich Andreasberg, Wasserfall und Dörnberg kann ja auch eine Bestätigung dafür sein. Die etymologische Herleitung der Namen und Begriffe, die oftmals auf topographische Gegebenheiten und landschaftliche Besonderheiten verweisen,

aber z.B. auch auf menschliche Bau- und Rodungstätigkeiten, zeigt, wie sich unsere Vorfahren Landschaft aneigneten und aus dem Natur- einen Kulturraum machten. Die Benennung von Fluren mit Namen schafft Orientierung, Vertrautheit und Zugehörigkeit; sie gibt Sicherheit und Geborgenheit. Das ist auch für die Verständigung im plattdeutschen Dialekt zutreffend, der ehemals eine verbindende Kraft hatte.

In unserm Jahrbuch findet sich im Übrigen ein Bild, gemalt von Gottfried von Lüninck, das Ostwig darstellt, wie es 1857 aussah. Ein Stück naiver Malerei. Die Felder und Wiesen sind klar abgegrenzt, breiten sich von den Berghängen aus bis hinab ins Tal. Deutlich hervorgehoben ist das Lünincksche Gutshaus; lineare Baumreihen säumen Wege und das Ufer an der Elpe. Verschwindend im Hintergrund der Kamin als Fragment, verbunden mit dem Rauchabzugskanal, ein Relikt, das zu den Ramsbecker Bergbau- und Hüttenbetrieben gehörte.

Aus historischer Sicht bietet sich Ostwig hier als reines Agrargebiet, aufkommende Versuche der Industrialisierung sind buchstäblich marginal. Ein statisches Bild, als habe sich seit Jahrhunderten nichts verändert. Abgesehen von einem einsamen Reiter auf einer Allee ist das Bild nicht belebt. Es sieht ganz so aus, als ob unsere Dörfer schon damals abgehängt waren von der industriellen Entwicklung. Das freilich wäre ein unzutreffender Rückschluss; es zeigt sich vielmehr, wie zeitverhaftet diese Darstellung ist. Denn zu Beginn der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts wird die Bahntrasse gebaut, die unseren Raum z.B. mit dem industrialisierten Ruhrgebiet verbindet. Mittelständische Unternehmen entstehen. Noch im 20. Jahrhundert gibt es Firmengründungen, so den Formbau Mönig in Nuttlar. Heinz Mönig, der Firmengründer, baut, wie wir lesen können, zusammen mit seiner Frau den Betrieb auf. Ein Familienunternehmen, das u.a. in enger Zusammenarbeit mit den Honsel –Werken und der Akku-Fabrik Hoppecke eine gute Auftragslage verzeichnen kann. Fabrikgebäude werden erweitert und der Maschinenpark wird deutlich vergrößert. Dies alles wird uns mit viel Interesse am Detail dargestellt.

Überhaupt merkt der Leser oft, wie viel persönliches Interesse und wieviel Sachkompetenz eingebracht wird, wenn sich der Verfasser auf die Spuren des Bergbaus im Elpetal begibt. Gewissermaßen während des Lesens werden Relikte aufgespürt und Grubeneinfahrten (Mundlöcher), Pochwerke, Flotationsanlagen und Abraumhalden neu entdeckt. Dies hat auch die Gestaltung der Landschaft im Elpetal bis heute sichtbar beeinflusst. Heute bietet sich dem Wanderer entlang der Elpe ein bewaldetes Flusstal.

Dass Veränderungen, weit über die Privatsphäre hinaus, auch von bedeutenden Personen ausgehen können, zeigt die Verbundenheit und Freundschaft zwischen Kardinal Franz Hengsbach und Papst Johannes Paul II.

Früher als Erzbischof Karol Wojtyla von Krakau bekannt. Das Bemühen des jungen Kaplans um die im Ruhrgebiet ansässigen Polen war eigentlich der Ausgangspunkt, Kontakte zum polnischen Episkopat zu knüpfen und sich bald intensiv um die Aussöhnung zwischen Polen und Deutschen zu bemühen. Gegenseitige Besuche über Jahre beschreiben grob diese Entwicklung. Es war nicht einfach die Institution Kirche, sondern es waren Kontakte zwischen Personen, die einen Neubeginn in diesem Verhältnis setzten, fernab aller feindlicher Ideologie.

Dass es immer zuerst Personen sind, die auch in einer Ortskirche eine Tradition über hundert Jahre aufrechterhalten und beleben, zeigt ein Beitrag „100 Jahre KFD – Ramsbeck- Eine Rückschau in Bildern.“ Feste und Feiern, Ausflüge, Kontakte zu Seniorinnen, gemeinsame Aktivitäten, dies alles zeigen die Bilder, die auch eine Einladung zum kurzweiligen Blättern sein können, mit hohem Wiedererkennungswert.

Ein Ausflug der Heimatbünde Bestwig und Olsberg führt uns in die Geschichte der Grafen von Arnsberg, erläutert die Bedeutung des Klosters Wedinghausen und die engen Beziehungen zu den Kölner Kurfürsten, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch Napoleon aufgelöst wurden. 1815, auf Beschluss des Wiener Kongresses, wurde das Herzogtum Westfalen dem Königreich Preußen angegliedert. Das Klassizismus-Viertel, erbaut nach den Plänen Schinkels, rund um den Arnsberger Neumarkt gibt zugleich einen Eindruck von der Strenge des preußischen Regierungsstils. An einem solchen Beispiel wird deutlich, dass Heimat keine Provinz ist, die sich vor der großen Politik, vor gesellschaftlichen Entwicklungen verschließen könnte. Solche Faktoren wirken in sie hinein, bestimmend und aufbauend, manchmal auch zerstörend.

Die Kriegschronik der Gemeinde Ramsbeck, die die Jahre 1939 bis 1946 umfasst, geführt von Vermessungssteiger Caspar Schmelzer, wurde zeitgleich mit den Kriegereignissen geführt. Die erfolgreichen Kriegszüge der deutschen Armee von 1939 bis 1941 versetzt zunächst auch den Verfasser in eine euphorische Stimmung. Die Zusammengehörigkeit aller deutschen Volksgenossen wird gefeiert. Dennoch ist an keiner Stelle von Eroberung und Unterdrückung anderer Völker überhaupt die Rede, sondern von Stabilität und Geschlossenheit einer Volksgemeinschaft, die sich hier mit dem bewahrenden Bild der Heimat verbindet.

Aber auch solche Vorstellungen erwiesen sich zunehmend als trügerisch. Immer öfter – tagsüber und nachts – heult die Sirene. Permanent Nachrichten vom Tod gefallener Soldaten, darunter meist junge Männer im Alter zwischen 18 und 25 Jahren. Junge Familienväter fallen an der Front, hinterlassen ihre Frauen und kleine Kinder. Granaten treffen die neu erbaute katholische Kirche in Ramsbeck; bange Nächte in provisorischen Bunkern und Bergwerksstollen. Die Lebensmittel werden rationiert, Flüchtlingsströme dringen ins Dorf, Wohnungsnot, Behausungen für Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter schaffen eine Atmosphäre der Unsicherheit. Längst ist Resignation eingekehrt. Dann die Kapitulation. Nur zögernd beginnt ein halbwegs ziviles Leben; der Schulbetrieb wird wieder aufgenommen; von den amerikanischen Besatzungstruppen wird eine provisorische kommunale Verwaltung eingesetzt; Nazis, die sich zur Zeit der Hitlerdiktatur exponiert hatten, werden gefangengenommen und abtransportiert. Ein Desaster war das Ende, eine Zerstörung aller materiellen und ethischen Werte.

Der Schriftsteller Carl Zuckmayer stellt einleitend in seiner Autobiographie die Frage Wo ist man daheim? Er schaut als Zeitgenosse auf sein Leben zurück und es kommen ihm Zweifel. Hat der Mensch die Chance, ein selbstbestimmtes Leben zu führen und sich klar zu verorten? Oder werden alle seine Versuche zunichte gemacht? Die Beantwortung dieser Frage fällt bei ihm nicht eindeutig negativ aus; sie wird als Möglichkeit formuliert, denn der Titel seines Buches steht im Konjunktiv „Als wärs ein Stück von mir“. Im Übrigen darf ich am Schluss auf den Rückblick von Spottlachs Paul hinweisen, der auf heitere Weise Schrecknisse, aber auch Erfreuliches festgehalten hat, so wie sie im richtigen Leben vorkommen. Manchmal kam auch nichts Besonderes vor; das wusste der Briefträger in Halbeswig, der den Frauen, die im Garten arbeiteten, die Post überreichte. Fast eine Idylle.

Die Redaktion wünscht ihnen eine unterhaltsame Lektüre und dem neuen Jahrbuch hohe Verkaufszahlen